



Michel de Certeau SJ | Paris

1925–1986
Historiker, Kulturphilosoph, Mystikforscher

Eugénie Smet*

Gründerin der Helferinnen

Auch in der Frische ihrer neunzehn Jahre hat Eugénie Smet etwas Eigenwilliges. Junges Mädchen aus gutem Hause, leidenschaftlich und kühn, ohne Extravaganzen, aber nicht ohne Romantik, bindet sie sich fest an das, was sie liebt, gibt sie sich dem hin, was sie anpackt. Ehrlich und innig, ohne Floskeln und ohne Kompromisse liebt sie ihre Familie, ihr Land, ihre Arbeit – und ihren Gott, der wie die Erde ist, auf der sie geboren wurde.

„Ich klebe mit starkem Leim; das heißt, dass ich Brüche nötig habe.“ Dieses Wort, das sie an eine glänzendere, aber weniger treue Freundin schreibt, charakterisiert sie sehr gut. Sie hat nicht die Anmut oder Leichtigkeit, die alles einfach macht, nicht den Humor, der Abstand ermöglicht. In ihrer Geschichte gibt es keine Abenteuer und keine Musketiere! Alles ist ernst bei ihr – Begeisterung, Wünsche, sogar Träume; sie „klebt“ an allem, setzt sich verbindlich ein. Sie gibt sich dem Dienst an ihrem Gott und den Menschen täglich mit Aufmerksamkeit und hohem Einsatz hin, immer ein wenig unruhig, wie eine Mutter, die sich um ihre Kinder sorgt, in ständiger Furcht, sie zu verlieren. Sie arbeitet für die, die sie in aller Treue sucht, in der Nachfolge ihres Gottes, im Einsatz für die Liebe.

* Anm. d. Red.: Der nachfolgende Artikel wurde anlässlich der Seligsprechung von Eugénie Smet, mit Ordensnamen Maria von der Vorsehung, Gründerin der Kongregation der Helferinnen, in einer Sonderausgabe der Zeitschrift *Échanges* im August 1957 unter dem Titel *Selige Maria von der Vorsehung (Marie de la Providence). Ihr Geistlicher Weg* veröffentlicht. 50 Jahre später, im Juli 2007, erschien er, versehen mit einer Einleitung von Sr. Sylvie Robert sa (Schwester der Kongregation der Helferinnen, = Soeurs Auxiliatrices) in der Zeitschrift *Christus* unter dem Titel *Eugénie Smet. Gründerin der Helferinnen*. Die Einleitung von S. Robert, irrtümlich als Artikel von Michel de Certeau ausgegeben, erschien in GuL 1|2020, 101–104 (übers. v. P. Andreas Falkner SJ). Hier nun der Text von Michel de Certeau SJ in der Übersetzung von Sr. Claudia Valk sa. – 2021 feiert die internationale Ordensgemeinschaft der Helferinnen den 150. Todestag ihrer Gründerin.

Und diese Liebe macht sie ständig ärmer, entreißt ihr, was ihr Wesen ist. Denn das Ernste hat für sie schnell einen schmerzhaften Aspekt; in dem leidenschaftlichen Wunsch zu lieben und zu dienen, entdeckt sie immer wieder das Leid der Trennung und der Ohnmacht. Sie trägt die Angst vor Abwesenheit in sich; jeder Bruch macht sie krank und berührt ihr Herz, erneuert aber auch ihren großen Plan, zu vereinen, was zerstreut ist, „zusammenzukleben“, was zerbrochen ist, noch mehr an dem Werk mitzuarbeiten, zu dem Der sie ruft, der alles eint. Die Ausgegrenzten beschäftigen sie zutiefst, – besonders heftig schon seit ihrer Kindheit jene Ausgegrenzten: die Seelen im Fegfeuer; aber genau diese Sorge eines kleinen Mädchens, dieses Mitgefühl einer Frau, diese Sorge einer Christin machen sie zu einer Apostelin der Begegnung. Was sie verletzt, motiviert sie zu ständig neuen Unternehmungen und bringt sie zu einer intensiveren inneren Teilnahme an den Leiden Dessen, der in unsere Zerrissenheit hineingegangen ist, um uns in seiner Liebe zur Einheit zu führen. Liebe und Leiden wachsen in ihr gleichermaßen, gestalten ihr Leben auf das Schicksal derer hin, die Gott läutert, und bringen unzählige Aktivitäten hervor und das Werk, das Gott aus ihrem Leben gemacht hat, das Institut, das es weiterführt. So ist die geistliche Freiheit für sie weder ein wunderbares Geschenk, das sie von Anfang an erhält, noch die Leichtigkeit der Gnade Gottes, sondern eine Gewissheit, die sie langsam in der Erfahrung der Erlösung erlangt; sie willigt ein in dieses Wirken und in diese Brüche, die sie mit großer Liebe annimmt und im Vertrauen Christus überlässt.

Eine sehr frühe Suche nach Gott

Kaum hatte sie die Sacré-Cœur-Schule verlassen¹, wurde aus dem Marienkind [Anm. der Übers.: Mitglied einer katholischen Kindergruppe] eine ehrenamtlich in der Pfarrei engagierte Dame. Und das mit allem Ernst! Sie ist Feuer und Flamme, ruft Gebetsbewegungen ins Leben, gibt den Anstoß zu Geldsammlungen und Bürgerspenden und verteilt allerorts an die Armen, was sie erhält. Man reißt sich um sie: Man kann sicher sein, dass sie viele Spenden zusammenträgt. Jedes Werk will sie für seine Zwecke haben; die Priester streiten sich um diese eifrige Mitarbeiterin; und sie ihrerseits engagiert sich überall gleichzeitig, antwortet auf alles, erwirbt die Freundschaft aller und hat quasi ihren Platz im Klerus!

Meistens geht es um Kollekten. Sie führt sie mit Wagemut und Einfallsreichtum durch, und in riesigem Ausmaß, denn sie hat ein geniales Organisations-talent. Doch sie muss betteln und kann nie sicher sein, ob sie etwas bekommt. Alles hängt von denen ab, die sie bittet: Also ist sie von Gott abhängig. Bei die-

1 Das Internat der „Dames du Sacré Cœur“ in Lille, in dem Eugénie sieben Jahre ihrer Schulzeit verbrachte. [Die Anmerkungen stammen von S. Robert, die Zwischentitel von der „Christus“-Redaktion.]

sen Appellen an die öffentliche Großzügigkeit entfaltet sie eine immer erfinderischere und übermäßigere Aktivität, bleibt dabei passiv und wartet darauf, Gottes Wohlgefallen zu finden. Denn allein auf ihn muss sie sich verlassen – unbedingt: Ihn bittet sie um Hilfe.

Und sie will nur ihn. Früh gereift in der Schule der Schwestern, die sie ausgebildet haben, hat sie das wirkungsvolle Mittel der Gewissenserforschung geübt – es hilft ihr, kritischen Abstand zu sich selbst, zu ihren Wünschen und zur ihrer Phantasie zu nehmen. Wie ein reinigendes Feuer erlebt sie die Gewissensbisse, gegen die sie nie gut zu kämpfen wissen wird: Denn wenn sie sich gegen sich selbst wehrt, kann sie sich nicht gegen jene wehren; sie ist zu integer, um sich von ihnen abzusetzen, und zu ehrlich, um sie zu leugnen.

Sie sucht daher eine Absicherung außerhalb ihrer selbst, authentische „göttliche Fakten“, die ihr den Weg weisen, die sie in dem bestätigen, was sie tut, und ihren Realitätssinn und ihren gesunden Menschenverstand bestärken. Sie bittet Gott um „Beweise“: Sie will sich seiner gegen sich selbst sicher sein, ihn besitzen, um sich von ihm besitzen zu lassen. Sie diktiert Bedingungen – das ist ihre Art, sich ihm, immer noch besitzergreifend und naiv, zu überlassen; ihre Forderungen sind ein Zeichen von Demut. Sie will sehen, um blind gehen zu können. Und erstaunlicherweise antwortet Gott. Er gewährt ihr die Zeichen, um die sie bittet, z.B. die genaue Geldsumme, die sie braucht, um ihr Werk beginnen zu können, oder genau die Begegnung und die Frage, die ihr die Gewissheit geben, keinen Fehler bei der Gründung eines Vereins für die Seelen im Fegefeuer zu machen.² Sie geht nur auf Sein Wort hin weiter voran, und jedes Mal wird dieses Wort in dem Moment zu ihr gesprochen, in dem sie es erbittet.

„Unruhe ohne Freiraum“

Das war nur die Initiation, ähnlich wie die des Volkes, das mit glühender Leidenschaft und mit Widerstand in der Wüste langsam weiterkam, als sein Gott, der ihm so nahe war, jeden Tag zu ihm sprach und mitwanderte. Der Schöpfergeist, den diese in den Heiligen Geist Vernarrte seit ihrer Kindheit anruft, wird sie nun in das verheiße und unbekannte Land führen; und das Land ihrer Ordensberufung zeigt sich ganz anders, als sie es voraussehen konnte.

Im Jahr 1856 ist sie einunddreißig Jahre alt. Nach anstrengenden, aber erfüllten Jahren verlässt sie ihre Heimatstadt und ihre Familie, diese Orte voller Liebe, und bricht auf, um in Paris, getrennt von ihrer Familie, die lang erhoffte Gemeinschaft zu gründen, die dem Gebet für die Verstorbenen gewidmet sein sollte. Sie tut dies unter so schmerhaften Bedingungen, dass sie sich von dem

2 Eugénie bat Gott darum, eine ihrer Freundinnen möge genau nach dem Allerheiligen-Gottesdienst zu ihr kommen und über das Fegefeuer sprechen. Im Gottesdienst hatte sie die Berufung gespürt, „einen Gebets- und Opferverein für die Seelen im Fegefeuer“ zu gründen.

Schlag, den sie zu diesem Zeitpunkt erfährt, niemals erholen wird. Gewiss, sie kann nicht daran zweifeln, dass dies Gottes Wille ist – die „Beweise“ sind unbestreitbar –, und doch erscheint alles in dieser Gründung nicht stimmig: Abbé Largentier³, der sie hergeholt hat, will sie in Projekte hineinziehen, in denen sie nicht die Vorstellungen findet, die Gott ihr eingibt. Sie stößt auf eine fromme Gemeinschaft, die aber keinerlei Ordensausbildung hat. All dies bringt sie aus dem Gleichgewicht. Von ihren ersten Tagen in Paris erzählt sie uns: Sie weinte nachts allein in ihrem Kämmerchen, und die Tränen des Widerwillens und der Verzweiflung dieser einsamen Kleinen aus der Provinz sind so echt, so ergreifend, dass sie das zweifelhafte Netz zu verdammen scheinen, in das Gott sie für sich eingefangen hat.

Aber wo ist Gott? Sie verliert jegliche Sicherheit. Sie ist wie getrennt von ihm genau zu dem Zeitpunkt, da sie sich Seinetwegen von denen trennt, die sie liebt, und von den Werken, die sie um Seinetwillen betrieben hat. Der „Beweis“ ist nicht mehr stichhaltig. Der Stern ist verschwunden. Maria von der Vorsehung ist einer Vorsehung überlassen, von der sie nichts mehr in der Hand hat und die sie anscheinend auch nicht mehr führt. Zu dem Zeitpunkt, da sie das entscheidende Werk ihres Lebens beginnt, kann sie nichts entscheiden; zu dem Zeitpunkt, da Gott sie mit der Leitung der Gemeinschaft betraut, für die sie sich vorbereitet weiß, wirft er sie in eine Situation, die sie als widersprüchlich und falsch empfindet. Sie ist sich in nichts mehr sicher. „Es scheint mir“: Dieser Ausdruck taucht in dieser Zeit ständig auf. Sie traut sich nichts mehr mit Sicherheit zu sagen, dennoch hört sie nicht auf zu agieren und zu organisieren, was die Umstände erfordern. Sie ist dem Unmöglichen unterworfen.

In diesem Durcheinander entgleitet ihr, was sie leidenschaftlich will, und wendet sich gegen sie; alles, was ihr Leben ausmacht, wird ihr genommen; sie ist einer Schwäche ausgesetzt, die sie schon sehr befürchtet hat; sie verfällt Ängsten und Skrupeln, verstärkt durch die Müdigkeit, die sie in tatkräftigem Einsatz über Jahre hinweg angesammelt hat. Denn bei ihr gibt es keinen Mittelweg: „Mein Charakter kann den Mittelweg nicht ertragen: entweder großer Trost oder tiefe Trostlosigkeit“, schreibt sie 1859. Es ist ihr nicht möglich, sich von der Gegenwart zu lösen, nicht an ihr „kleben“ zu bleiben – das macht sie unfähig zu unterscheiden. Ihre Gewalt, mit der sie etwas erhalten will, wird Gewalt, mit der sie sich selbst anklagt. „Erfinderisch darin, sich selbst zu zerquälen“; sie notiert unablässig in ihrem Tagebuch: „Angst“, „innere Qualen“, „Trostlosigkeit“, kurzum „Unruhe ohne Freiraum“.

3 Abbé Largentier, Vikar von Saint Merry, hatte eine kleine Gemeinschaft für die Seelen im Fegefeuer zusammengebracht. Als einen unter anderen „Beweisen“ zur Bestätigung ihrer Berufung zur Gründung eines Ordens, der sich „durch die Ausübung von Werken der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe ganz der leidenden Kirche widmet“, hatte Eugénie Smet darum gebeten, einen ihr unbekannten Priester zu treffen, der denselben Wunsch hätte wie sie. Um ihn zu treffen, fuhr sie nach Paris.

Hingabe und Gehorsam

Ihr liebenswürdiges Auftreten, von dem uns ihre Gefährtinnen berichten, verbirgt alle diese Schwierigkeiten – ihr bleiben darin nur Hingabe und Gehorsam übrig. Die vermögende Frau Jurien⁴, die zur Wohltäterin der Gemeinschaft geworden ist, empfiehlt ihr dies und lebt es ihr vor – sie ist getragen von einer Art mystischer Begabung, die ihre natürliche Noblesse und Originalität noch verstärken. Eugenie kämpft und leidet. Sie gehorcht. Zur Oberin gemacht, macht sie sich zur Novizin, und hier beginnt in ihren persönlichen Aufzeichnungen ein erstaunlicher Dialog mit ihrem geistlichen Vater. Ihr Tagebuch ist sodann eine Sammlung der „Worte“ des Paters. Manchmal schreibt sie: „Unser Herr hat mir gesagt (...)\“, und da ist kein Bedenken möglich, sie muss glauben, sie kann mit Vertrauen vorwärts gehen. Gott hat in seiner Kirche zu ihr gesprochen.

Aber wir, die wir sie ein wenig kennen, können sehen, wie schmerhaft genau dieser Dialog für sie ist, denn ihr geistlicher Leiter, Pater Basuiau, bemüht sich mehr darum, diesem physischen und seelischen Leiden einen religiösen Sinn zu geben, als seine Ursache zu lindern. „Man muss leiden“, sagt er ihr, – dabei leidet sie schon mehr als genug! Die Qualen, die sie erleidet, brauchen keine Verstärkung. Die Partner in diesem Dialog, die beide mit göttlichen Ansprüchen beschäftigt sind, kommen in Kontakt, ohne sich wirklich zu begegnen.

„Je heiliger ein Heiliger ist“, sagt der Pater zum Beispiel am 9. Juni 1859 zu ihr, „umso mehr hat er gelitten“; freimütig und leidenschaftlich im Gehorsam wie in allem anderen, stimmt sie ihm zu und antwortet: „Es scheint mir“ – sie wird etwas Ungeheuerliches sagen, und sie spürt es, sie zweifelt an ihrem Gedanken mit sicherem Instinkt, der bei so vielem nicht zum Vorschein kommt und deshalb nur dieses vage Unbehagen in ihr hinterlässt – „es scheint mir, dass, wenn Reue in den Himmel kommen könnte, wir bereuen würden, nicht genug für Unseren Herrn gelitten zu haben.“ Das alles ist durchaus wahr, aber wie gefährlich ist es für sie! Sie treibt den Gedanken des Paters auf die Spitze, als ob Unser Herr uns zuallererst zum Leiden auffordern würde.

„Und dann“, fährt sie fort, „im Himmel wird der gute Gott uns beschenken, und wir werden ihm nichts schenken können“ – als ob unsere Gaben nichts mit den Gaben Gottes zu tun hätten. Aber sie bleibt bei Askese und Willen: Sie neigt zu stark dazu, und ohne es zu wollen, lädt Pater Basuiau sie dazu ein – mit Wörtern wie: „Lieben und Leiden sind dasselbe“; welche Bedeutung sie für Eugénie haben, können wir uns vorstellen.

4 Eine reiche Erbin, die ihr Vermögen an wohlätige Werke verteilt; Eugénie, die von ihrer Großzügigkeit gehört hatte, war an sie mit der Bitte um materielle Hilfe, die sie nötig hatte, herangetreten.

„Oh, wie wünschte ich, ich wüsste, wie man leidet“ – tatsächlich steht das Leiden für sie an erster Stelle – „und wie man im Leiden liebt; wenn ich jetzt eine halbe Stunde ohne seelisches Leiden wäre, würde ich mich nicht wiedererkennen.“

Sie leidet, und sie macht ihr Leiden zu einer Pflicht und zu einem Dauerzustand; aus der Tatsache, dass sie leidet, schließt sie, dass sie leiden wollen muss, und macht das, was sie leiden lässt, noch größer: Es reicht nicht, was sie erleidet; sie muss die willentliche Bereitschaft dafür aufbringen, wobei ihr Leiden gerade jede Anstrengung – besonders die Anstrengung für jene Bereitschaft – schwerer macht und ihre Schuldgefühle vergrößert.

Pater Basuiau, dieser Asket und dieser „Heilige“, freilich ein gefährlicher Heiliger – „eine Eisenstange“, sagt sie –, treibt somit einen Willen an, der das Gegenteil bräuchte: sich in Gott zu entspannen; er verstärkt das Übel in dieser nach Gott hungernden Frau, die mehr will, als sie kann, und der es leid tut, nicht genug zu wollen noch zu können.

„Mein Pater“, sagte sie, „es scheint mir, dass ich nichts für Unseren Herrn tue. Ich mache alles mit Gewalt, nichts mit Liebe.“ Wie sicher ist der Instinkt ihres Herzens, auch wenn sie noch davon spricht, etwas zu „tun“! „Es ist besser, alles mit Gewalt zu tun, als gar nichts zu tun“, entgegnet ihr unsere „Eisenstange“, aber seine Antwort geht nur auf das abstrakte Problem hinter ihren Worten ein, und nicht auf das, was sie sucht; er belässt sie in diesem unruhigen Verlangen, etwas zu tun – um jeden Preis, „mit Gewalt“, selbst wenn dieses Verlangen sie zur Erschöpfung bringt, ihr die nötige Kraft raubt und so ihre Ängste verstärkt (8. Juli 1859).

Diese Ängste und die Dunkelheit steigern jedoch ihre Sehnsucht, Gottes Willen zu erkennen. Was Eugénie nicht findet, erwartet sie umso sehnlicher: „Es scheint mir jetzt“, schreibt sie, „dass ich mich nur noch dazu hingezogen fühle, mich deinem Willen zu unterwerfen. Dein Wille, o Gott, ist alles für mich“ (24. Februar 1865). Aber dieser Wille ist der Wille Gottes, er entzieht sich jeder Einflussnahme. Maria von der Vorsehung erkennt in ihrem „Freund“ ihren Gott und gelangt am Ende dieser langen Krise zu dem Wort, in dem sie sich wiederfindet: „Nichts.“ Sie ist nichts als „Garnichts“. Ist sie blind? Ist sie unfähig? Ist das verwunderlich? So offenbart sich, was sie ist: „Ich bin auf einzigartige Weise von diesem Gedanken getroffen, dass Gott allein existiert; – alles andere, nichts“ (27. Februar 1865). Im Zusammenbruch ihres Lebens erfährt sie die Wahrheit: „Gott allein ist.“ Die Zerstörung ihrer außergewöhnlichen Vitalität war nötig, damit Gott dieser entwaffneten Liebe sein Gottesantlitz enthüllen konnte.

„Gott allein existiert“

Die Gewissheit, dass Gott allein existiert, ist schließlich eine Quelle der Befreiung und des Friedens: „Ich spüre, wie sich mein Herz bei diesem Gedanken weitet“; die Größe Gottes entzieht sie ihrer eigenen Not, und weil sie an sich selbst verzweifelt, wendet sie sich an den Gott, der alles kann. So wie sie ist, so will Gott, dass sie ist.

Zu dieser inneren Entwicklung passen die äußeren Ereignisse: Im Jahr 1866 geht Pater Basuiau nach China, und Marie de la Providence kommt allmählich die geistliche Führung durch Pater Olivaint zugute. Alle Bemühungen von Pater Olivaint sind darauf aus, Eugénie zu Vertrauen und Hingabe zu führen. „Er predigt Vertrauen“, schreibt sie. Das ist alles, was er tut, beharrlich, unermüdlich. Er kämpft gegen ihre Ängste, weil sie immer noch eine selbstbezogene Suche sind: „Schütteln Sie diese Traurigkeit ab ... Ihre Ängste sind Ihre Weise, unseren Herrn zu verletzen ... Vertreiben Sie das alles!“ Sie soll auch wissen, dass ihre Leiden nicht nur eine Gnade Gottes sind, sondern bereits der Ort ihrer gegenseitigen Liebe – so kann sie teilnehmen an dem Erlösungsweg und der Reinigung, die Seine Nähe bewirkt. „Sie glauben nicht genug“, sagt der Pater zu ihr, „dass Ihr Leidenszustand von Gott kommt, dass es Ihre Berufung ist, für die Seelen im Fegefeuer zu leiden, dass dies Ihre Gabe an Ihn ist.“

Sie wehrt sich noch dagegen, wie Gott in ihr arbeitet, gegen die Auslöschung dessen, was sie gewesen ist: „Ich tue absolut nichts ... Ah! Wie ich mich verändert habe!“ Der starken Frau von gestern fällt es auch heute noch schwer, ihre Schwäche zu akzeptieren, sich „selbst auszuhalten“, diesen „unerklärlichen Zustand“ zu wollen, vor allem, wenn sie ihn „mit ihrer körperlichen und seelischen Leistungsfähigkeit von 1864 vergleicht“.

„Wo ist meine Leistungsfähigkeit geblieben?“: Sie ist neununddreißig Jahre alt und kann nichts mehr tun. „Sie wollen alles aus eigener Kraft machen“, antwortet ihr Pater Olivaint.

So kommt sie langsam auf die Spur der Passivität: „Heute Morgen, vor der Heiligen Kommunion, ist mir plötzlich dieses Wort eingefallen: Ich bin dein Heil.“ Das Heil hängt nicht davon ab, was sie tut, sondern von dem, was Er tut.

Im letzten Abschnitt ihres kurzen Lebens füllt sich ihr Tagebuch mit neuen Worten, in denen sich ihr neues Lebensgefühl ausdrückt: „Annahme mit Freude“, „Frieden“, „bleibendes Fiat“. Die Morgenröte erscheint über den Ruinen von all dem, was sie Gott geben wollte. Licht erstrahlt, und zwar ein Licht, das von Gott kommt und nicht dem Land gehört, das es beleuchtet. Ein Wort drückt diesen Übergang von der Ver-nicht-ung zum Vertrauen aus und integriert gnadenvoll und friedlich den langen schmerzhaften Weg: „In diesem Jahr“, schreibt sie im Januar 1870, muss ich mit Vertrauen leiden – sie sagt immer

noch „ich muss“, aber jetzt in Einklang mit Gott und in Geborgenheit – „oh! Wie ich nichts, aber auch nichts, gar nichts bin ... und doch alles mit der Gnade Gottes tun kann.“

Dieses „Nichts“ und dieses „Alles“ ist bereits der Tod: Tod des Menschen, der Vernichtung und Auferstehung ist, Tod der Sünde in belebender Läuterung. Gezeichnet vom Krebs, an dem sie sterben wird, heißt Maria von der Vorsehung Gott so willkommen, wie er sich ihr zeigt. In ihren letzten Monaten, in denen sie durch ihre eigene Armut ganz wie die Armen geworden ist, auf Gott angewiesen wie die Verlassenen, für die sie betet und leidet, sagt sie unaufhörlich ihr „fiat“ zu den Defiziten, durch die Gott in ihr Leben getreten ist, in ein Leben, das zum Handeln berufen ist. Jetzt klammert sie sich nicht mehr an das Leiden, um ihre Liebe zu beweisen, sondern nimmt das Leiden an, weil sie alles liebt, was von Ihm kommt: „Während ich stöhne, sage ich Ihm immer wieder, dass er sich keinen Zwang antun soll, dass Er bei sich zu Hause ist.“

Ihr Tod hat, wie die letzten Seiten ihres Tagebuchs, eine Größe und eine Art Gelassenheit, auf die uns ihr Leben vorher nicht vorbereitet hat. Gott bekleidet sie mit seiner eigenen Erhabenheit, so wie er die Heiligen, die durch Feuer und Tod gegangen sind, mit seiner Herrlichkeit umhüllt. Während der Belagerung von Paris geht sie zu ihm als lebendiges und erneuertes Sakrament des leidenden und auferstandenen Sohnes: „Mein Herz erscheint mir wie ein leerer Kelch, der den Herrn erwartet. Er wird kommen.“